

„Ich merkte, dass die Sprache nicht ausreicht“

Die Reise, die der Reporter Kuno Kruse im Frühjahr 1996 nach Bosnien unternahm, wurde zu einer ständigen Begegnung mit dem Grauen. Skelette am Wegesrand. Leichen, bedeckt von Steinhaufen. Kruse war dabei, als verscharrte Opfer ausgegraben wurden, und er sprach mit Zeugen von Massenmorden. Im Interview mit Nicolas Büchse spricht er über die Schwierigkeit, eine Sprache für das Unaussprechliche zu finden und über die Rolle des Reporters in der Absurdität des Bürgerkrieges.

Herr Kruse, die Reise, die sie für Ihre Reportage „Das Land, in dem die Gräber reden“ im Frühjahr 1996 in Bosnien unternahm, wurde zu einer ständigen Begegnung mit dem Grauen. In einer Szene beschreiben Sie, wie der Bosnier Mehmed Talic in Leichenbergen nach seinem Freund sucht: „Dort liegt am Straßenrand, merkwürdig verdreht, wie eine weggeworfene Schaufensterpuppe, schon wieder ein Mensch, vom Winter mumifiziert. Nein, sagt Talic nach einem kurzen Blick, das sei doch nicht sein Freund Niko. Der hatte andere Zähne“. Wie ist es, den Schrecken zu beschreiben?

Für mich war es in Bosnien überhaupt das erste Mal, dass ich Tote gesehen habe. Das war eine merkwürdige, fast fremde Erfahrung. Ich war betroffen, ich war bewegt. Und ich habe möglicherweise meine eigene Bewegtheit übertragen, indem ich einfach Talic beobachtet habe und beschrieben habe, um auf diese Weise meine eigenen Gefühle nicht beschreiben zu müssen. Denn natürlich: als ich vor den Gräbern stand, war ich von Gefühlen überwältigt. In solch einem Moment geht einem durch den Kopf: Hier sind Menschen erschlagen wurden, die Angst hatten, die leben wollten.

Fiel es Ihnen schwer, Ihre Beobachtungen aufzuschreiben, eine Sprache für das Unaussprechliche zu finden?

Nein, der Text ließ sich leicht schreiben, verlangte nicht viel Kreativität, er ist ja eine Art Augenzeugenbericht. Klar war, dass ich mich als Reporter zurücknehmen wollte, denn die Beobachtungen und Fakten stehen für sich.

Haben Sie den Lesern all den Schrecken, den Sie sahen, zugemutet?

Ja, in aller Nüchternheit. Denn nur in nüchterner Beschreibung kann man dem Schrecken nahe kommen, Gefühle entstehen beim Leser selber.

Sie dokumentieren detailgenau die Wegstrecke, die Sie durch das vom Krieg zerstörte Land zurücklegten, während Sie die Eindrücke von Terror und Verwüstung oft metaphorisch vermitteln...

Ich merkte, dass die Sprache nicht ausreicht und musste mich bemühen, durch bestimmte Signalworte Bilder in den Köpfen der Leser zu schaffen. Angesichts des Ausmaßes der Gewalt sind es vielleicht nur diese Metaphern, Bilder, Bruchstücke, die eine Vorstellung vermitteln können und stellvertretend für das Ganze stehen.

Besonders eindringlich im Gedächtnis bleibt mir die Szene von den britischen Pionieren, die beim Brückenbau auf ein Massengrab stoßen. Die Betonbrocken der Brücke bei Vrhpolje seien Grabsteine, schreiben Sie...

Ich war gerade an dem Ort vorbeigekommen, als englische Pioniere an der Brücke arbeiteten und bei den Bauarbeiten Reste von Körpern in Frauenwäsche gefunden wurden. Das war ein Hinweis auf ein Massengrab, deshalb bin ich länger dort geblieben, während die Pioniere immer mehr Körper freilegten. Da wurden die Brückenpfeiler für mich zu Grabsteinen.

Diese Szene ist ihre Einstiegsszene. Hatten Sie die Struktur ihrer Reportage schon in Bosnien im Kopf?

Nein, meine Reportagen entstehen am Schreibtisch. Ich sammle am Schreibtisch immer noch einmal die Bilder im Kopf, die Szenen, die sich eingebrannt haben. Diese Bilder entstehen mit Abstand wieder, wie bei einem Film. Erst danach schaue ich in meine Notizen. Dieses Bild meiner Einstiegsszene war auch wegen der Wäsche so intim, so dass man sich schämte hinzusehen.

Hatten Sie mit solch einem Ausmaß des Schreckens gerechnet, bevor Sie im Frühjahr 1996 nach Bosnien aufbrachen?

In Zagreb hatte ich schon Kontakte mit Human Rights Watch geknüpft, die schon zu diesem frühen Zeitpunkt sehr viele Flüchtlinge aus Bosnien interviewt hatten. Diese Interviews bewegten mich, sie schilderten schlimmste Gräueltaten, ich habe mir aus den Aufzeichnungen einige Vorfälle herausgesucht und bin systematisch an die Orte gefahren, die nun wieder offen waren, nachdem die Serben geflohen oder fortgejagt worden waren.

Was brachte Sie dazu, nach Bosnien zu reisen und über den Bürgerkrieg zu schreiben?

Eine Mischung aus Neugier und journalistischen Pflichtgefühl vielleicht. Ich glaube, dass Journalisten in bestimmten Situationen die Pflicht haben, zu berichten. Und: mich haben die Nachrichten über den Krieg total aufgewühlt. Ich wollte wissen, was da los ist. Es war mir unvorstellbar, dass in Europa ein Krieg stattfindet; Menschen mittendrin sind, die man kennt, weil sie Gastarbeiter waren; ein Krieg stattfindet in einem Land, das ich von Urlaubsreisen kannte. Ich habe gedacht: das kann doch alles nicht sein.

Und Sie sind hingefahren. Sie reisten vom Norden, also von Sanski Mosk nach Süden, in die Gegend von Sarajevo.

Ich hatte diese Liste der Orte, die meine wesentliche Quelle war und bin einfach nach Sarajevo geflogen. Damals war die Stadt noch belagert und man musste geduckt über die Landebahn laufen, wegen der Heckenschützen. Wie alle Journalisten fuhr ich zuerst zum Hotel Intercontinental, blieb aber nur eine Nacht, weil die Preise nicht meinem Budget entsprachen. Ich suchte mir ein Zimmer in der Stadt. Darüber war ich später ganz froh, denn ich war näher dran und erlebte Kneipen, in denen sich die jungen Leute so herausgeputzt trafen, als sei jeder Tag der letzte.

Zu dieser Zeit war eine solche Reise nicht ungefährlich. Waren Sie als Reporter auch ein Stück Abenteurer?

Ich habe nicht das Abenteuer gesehen. Ich wollte dort einfach hin. Ich war während der Reise auch eher ängstlich. Auf einer meiner Reisen vorher bin ich an einen Schlagbaum gekommen, an dem mich serbische Militärs aus dem Auto holten und nicht wussten, wie sie mit mir verfahren sollten. Dann musste ich mich mit ihnen vors Haus setzen und mit ihnen zusammen Slibowitsch trinken. Das waren Leute, die zum Teil in Deutschland gearbeitet hatten und ziemlich gut deutsch sprachen. Sie waren total gefrustet, sagten die Serben seien nun sowieso die Underdogs in Europa und würden nie wieder Arbeit bekommen. Sie erzählten, dass es ihnen schlecht gehe, der Sold selbst nicht für den Tabak reiche. Ich habe damals die These vertreten, dass sich die serbische Armee sofort auflösen würde, wenn Flugblätter verteilt würden: „Jeder der desertiert, bekommt einen Arbeitsplatz bei VW“. Auf diesen Reisen durch Bosnien habe ich die ganze Abstrusität des Konfliktes mitbekommen. Als ich einmal einen belgischen Offizier besuchen wollte, der mir Informationen über Massengräber geben wollte, fuhr ich zu einem Gutshof, wo er stationiert war. Von weitem sah ich stahlblaue Helme, dachte es wären die der Blauhelm-Truppen, fuhr auf den Hof und stellte fest, dass die Helme nun doch nicht so richtig hellblau waren. Die vermeintlichen Blauhelme waren Söldner von Arkan, einem der Hauptschlächter. Die UNO-Soldaten hingegen lagen auf der anderen Seite des Gutshofes, nur durch eine Mauer getrennt. Die beiden Parteien lagen buchstäblich Mauer an Mauer.

Was macht man in solch einer Situation?

Ich habe den Arkan-Söldnern gesagt, ich hätte gedacht, dass hier sei das UNO-Quartier und mir wurde der Weg zur anderen Seite gezeigt. Ganz problemlos. Im UNO-Camp sagte man mir, dass sie hier nichts gegen die Arkan-Söldner unternehmen könnten, weil die besser bewaffnet wären. So campten die gegnerischen Parteien wochenlang nebeneinander auf dem gleichen Hof. Eine abstruse Situation.

Jeder Ort, zu dem Sie hinfuhren, war Schauplatz von unbeschreiblicher Gewalt. War es schwierig, mit den Menschen vor Ort über die schlimmen Verbrechen zu reden?

Die Leute wollten reden. Viele kamen an den Gartenzaun, als sie erfuhren, dass ein Reporter im Ort ist. Sie sagten: „Guck mal dort, von da habe ich auch was gehört.“ Die Menschen sehnten sich förmlich nach Aufklärung und Öffentlichkeit. Ich habe einen Staatsanwalt getroffen, der mir sagte, wo Leichen liegen würden. Ich hatte mich aber verfahren und den Ort nicht gefunden. Als ich dem Untersuchungsrichter sagte, ich hätte das Massengrab nicht gefunden, hat ihn die Nachricht total beunruhigt, weil er dachte, es sei inzwischen verschwunden. Das Grab befand sich nicht in dem Bezirk, für den er zuständig war, sondern im Niemandsland zwischen den Fronten. Daraufhin ist er mit einem Polizisten zusammen in die Gegend gefahren, um dieses Massengrab zu suchen, ohne mich zu informieren. Er wollte mich nicht dabei haben. Später traf ich ihn durch Zufall wieder in dem Moment, als er gerade das Grab gefunden hatte. In der Zwischenzeit hatte ich viele Menschen interviewt, die Augenzeugen der Morde gewesen waren. Einige kommen in meinen Artikel vor. Ich habe meinen Artikel seiner in Deutschland lebenden Tochter geschickt, die ihn an ihren Vater weiterleitete. Er rief mich daraufhin mehrmals an, ich nannte ihm einige Zeugen und stellte einen Kontakt zu Human Rights Watch her. So bekam er Namen von Tatverdächtigen. Mit all diesen Informationen konnte er ein Ermittlungsverfahren einleiten.

Welche Eigenschaften als Reporter waren nützlich vor Ort?

Einfach losfahren und am Ort sein. Man muss dem Zufall eine Chance geben. Ich glaube, das entscheidende ist, wen man als Dolmetscher hat. Denn Dolmetscher bekommen viele Dinge

mit, ich Zugehen auf Menschen und ihr Gespür für Nuancen in den Antworten der Menschen ist wichtig. Dolmetscher bekommen das mit, was man selber nicht mitbekommt: Andeutungen, Untertöne. Ich mache es immer so, dass ich Germanistikstudenten an Universitäten anspreche, wenn ich im Ausland recherchiere. In diesem Fall stellte sich die Studentin, die ich ansprach, als Dozentin heraus. Nach der Reise entschloss sie sich, Journalistin zu werden. In der zweiten Phase begleitete mich ein Verleger, Nenad Popovic aus Zagreb.

Ihre Recherchen konnten für Ermittlungsverfahren genutzt werden, sie erhielten den Kisch- und den Roth-Preis. War der Text auch für Sie persönlich bedeutend?

Der Text war mir wichtig, ein großes Anliegen. Für mich der wichtigste Text, den ich je geschrieben habe, weil mich der Krieg so aufgewühlt hatte und ich das Gefühl hatte, ich müsste jetzt meinen journalistischen Beitrag dazu leisten. Die Reportage erschien kurz nachdem Peter Handke Partei für die Serben ergriffen hatte. Mich hatte damals die Position Handkes sehr aufgeregt. Der ist damals nach Serbien gefahren, weit weg von den Ereignissen und beschrieb von Belgrad aus eine bäuerliche Romantik weitab vom Kriegsgeschehen.

Brennen Sie immer noch so sehr für das Thema?

Seit Jahren nehme ich mir vor, mal wieder an die Orte zu reisen und darüber zu schreiben, wie die Leute heute mit der Last der Vergangenheit umgehen. Leider interessiert niemanden mehr, was aus dieser Gegend geworden ist, andere Konflikte und Kriege sind in den Fokus gerückt. Ein Artikel darüber würde nicht mehr gedruckt werden.